



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Rainer Künnecke liest Feldpostbriefe und Postkarten Seelzer Soldaten im Heimatmuseum in Letter:

Auszüge aus Feldpostbriefen und Begleittexte für die Lesung am 7. September 2014

Am 1. Weltkrieg haben etwa 1.500 Männer aus den 11 Ortschaften, die heute die Stadt Seelze bilden, als Soldaten teilgenommen. Viele von ihnen haben regelmäßig nach Haus geschrieben, an ihre Eltern, Ehefrauen, andere Familienangehörige oder Freunde und Bekannte, und diese schrieben natürlich auch zurück. Die Feldpost funktionierte gut. Lagen die Soldaten in festen Stellungen, dauerte es meist nur 4 bis 5 Tage, bis die Briefe und Karten ihre Empfänger erreichten. Waren die Truppen in Bewegung, also bei einer Offensive oder einem Rückzug, geriet auch das Postsystem leicht in Unordnung, und dann waren die Briefe manchmal mehrere Wochen unterwegs oder kamen gar nicht an. Gleiches gilt übrigens auch für Päckchen und Pakete.

Mehr als 600 Feldpostbriefe und –karten von Seelzer Kriegsteilnehmern haben wir bei der Vorbereitung dieser Ausstellung erhalten. Aus einigen davon, die wesentliche Aufschlüsse über das Leben und Denken dieser Männer in den vier Kriegsjahren geben, soll jetzt vorgelesen werden. Es geht um Begeisterung und Ernüchterung, um Kämpfe und um das Leben in der Etappe, um Entbehrungen und sehr häufig um Päckchen und Pakete, die die oft karge Verpflegung an der Front aufbessern sollten. Natürlich wollten die Soldaten auch immer wieder einfach nur ein Lebenszeichen geben, und oft werden die Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, möglichst heruntergespielt, um die Sorgen der Angehörigen zu mindern. Große, pathetische Worte kommen kaum vor, und auch eine Beförderung oder die Verleihung eines Ordens werden meist ganz nüchtern und ohne Aufhebens mitgeteilt.

Eine erste Folge von Karten und Briefen stammt von Heinrich Wissel, einem Bauernsohn aus Velber. Von ihm sind rd. 230 Feldpostbriefe und –karten erhalten; geschrieben hat er noch weit mehr. Als 24-jähriger Reservist, der also schon seine Wehrdienstzeit abgeleistet hatte, kam er sogleich bei Kriegsbeginn mit einer hannoverschen Artillerieeinheit an die Westfront und war dort bis zum Kriegsende eingesetzt.

Auf dem Wege nach Belgien und Frankreich schickte er eine erste Karte am 13. August 1914 aus Meschede an der Ruhr an die Eltern:

Liebe Eltern

Herzlichen Gruß von hier. Sind hier beim Mittagessen. Tadellose Verpflegung. Kolossale Begeisterung an allen Bahnstationen.

Euer Heinrich

Am 21.8.1914 schreibt er:

Liebe Eltern!

Herzlichen Gruß aus Göfen. Dies ist ein Ort nahe der belgischen Grenze. Wir haben hier heute Biwack bezogen. Morgen werden wir wohl die Grenze überschreiten und dann wird wohl auch das erste Gefecht stattfinden. Euer Heinrich

Und zwei oder drei Tage später mit Poststempel vom 24.08.1914:

Liebe Eltern!

Herzlichen Gruß. Wir haben heute eine große Schlacht begonnen. Die Franzosen stehen in festen Stellungen und wir sollen nun versuchen, sie dort zu vertreiben. Ich habe müssen mitten durch die Feuerlinie reiten und Meldung überbringen. Bin aber wunderbarerweise unversehrt geblieben. Hoffentlich bleibt's so weiter.

Euer Heinrich



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Noch einmal vier Tage später (28.8.1914)

Liebe Eltern!

Wir sind seit gestern auf französischem Gebiet. Die Franzosen, unterstützt von Engländern, werden immer weiter zurückgedrängt. Hoffentlich geht es so weiter vorwärts, dann werden wir es bald geschafft haben. Schreibt doch auch mal wie es zu Hause aussieht. Heute sind hier die ersten Grüße aus der Heimat angelangt.

Mir geht es ganz gut.

Herzlichen Gruß Euer Heinrich

Anfang September nimmt Heinrich Wissel an der Schlacht von St. Quentin teil. Er berichtet darüber (1./2.9.)

Liebe Eltern!

Herzlichen Gruß von Ribemont. Heute großes Gefecht beendet. Die Franzosen sind überall zurückgetrieben worden. Ich bin gesund und munter.

Euer Heinrich

Einen ersten Brief schreibt Heinrich Wissel am 5.9.1914 mit der Ortsangabe „Vor Paris“:

Liebe Eltern!

Heute habe ich mal Zeit, Euch einen kleinen Brief schreiben zu können. Die Märsche werden nun wohl zum größten Teil beendet sein, denn wir sind hier nun vor Paris angelangt. Die Franzosen sind uns meist immer ausgerückt, so daß wir sie nur 2 mal haben fassen können; von den 2 Schlachten (Charleroi und St. Quentin) habe ich Euch ja Karten geschrieben. Es ist an den 2 Tagen zuvor scharf hergegangen, und manche Familie beweint ihren Vater. Aber die Franzosen haben eingesehen, daß wir noch dieselben sind vom Jahre 1870-71. Sie reißen aus wie Juchtenleder. Besonders die Landwehrrinfanterie geht drauf wie Blücher. Wenn es so weiter geht, hoffe ich, daß der Krieg bald beendet sein wird. Es tut aber auch not für Frankreich, wenn es nicht ganz verwüstet werden will. Wo wir hinkommen, sieht man nur brennende Dörfer und verwüstete Felder. Täglich ziehen Scharen von Einwohnern an uns vorbei nach hinten, nur das Notwendigste mit sich nehmend. Der Krieg ist was Furchtbares. Nun genug davon.

Wenn Ihr diesen Brief bekommt werden wohl schon wieder 14 Tage vergangen sein. Solltet Ihr bis jetzt noch nicht geschrieben haben, so schreibt doch mal, wie es dort aussieht. Ich habe bis jetzt schon 6 Karten geschrieben, hoffentlich sind alle angekommen, denn ich glaube, daß die Post nicht so ganz sicher geht. Ich schreibe jede Woche. Solltet Ihr also mal kein Lebenszeichen von mir erhalten, so wundert Euch nicht. Wir kriegen hier alle 14 Tage Post. Ich will nun schließen, in der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen.

Herzliche Grüße Euer Heinrich

Wenige Tage darauf ereignet sich das von den Franzosen so genannte „Wunder an der Marne“: Die Alliierten bringen den deutschen Vormarsch zum Stehen. Der Stellungskrieg, der dann vier Jahre dauerte, nimmt seinen Anfang.

Heinrich Wissel schreibt (am 7.9.1914)

Lieben Eltern!

Ich habe heute lange Weile. Wir liegen jetzt feste vor Paris. Eine große Schlacht scheint im Gange zu sein. Der Kanonendonner hört den ganzen Tag nicht auf. Die Franzosen scheinen sich jetzt etwas mehr zur Wehr setzen zu



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

wollen. Denn bisher sind sie meist immer nach kurzem Kampfe ausgerissen, trotz manchmal großer Übermacht. Viel erzählen kann ich Euch zwar nicht, da die Artillerie eigentlich nicht viel zu sehen kriegt. Es ist immer dasselbe Bild: verlassene Dörfer und nur brachliegende Felder. Über unsere Verluste bekommen wir nichts zu hören. Die Artillerie hat wohl noch nicht sehr stark gelitten, dagegen verschiedene Infanterieregimenter wohl sehr stark. Unsere Abteilung hat bisher nur 3 Mann verloren, einer tot, 2 verwundet. Für uns kann es wohl nicht sehr schlimm werden, aber wir müssen andauernd Mannschaften abgeben an die Batterien, die Verluste haben. Nun genug davon.

Ich habe bis heute noch keine Post erhalten. Solltet Ihr noch nicht geschrieben haben so schreibt aber doch sofort. Fast alle haben schon Post erhalten nur einige noch nicht....

Herzlichen Gruß Euer Heinrich

Drei Wochen später, in einem Brief vom 27.9.1914, (der Krieg ist also knapp zwei Monate alt) spürt man zum ersten Mal Kriegsüberdruß. Heinrich Wissel schreibt:

Liebe Eltern!

Wieder ist es mal Sonntag und ich denke mit Sehnsucht zurück nach Velber, wo ich mich jetzt um diese Zeit ins Bett legen könnte und schlafen. Wir liegen hier draußen unter freiem Himmel, vor uns donnern die Kanonen und knattert das Infanteriefeuer und wir warten darauf, jeden Augenblick in die Feuerstellung einfahren zu müssen und Munition hinzubringen. Eine große Schlacht ist hier im Gange.

Fast 14 Tage liegen wir hier schon in dieser Gegend. Jetzt sind nun Verstärkungen angelangt und es wird wohl nun zum Sturm auf die feindlichen Stellungen kommen. Hoffentlich siegen wir und das Ende des Feldzuges sei bald gekommen. Die gesamte feindliche Armee haben wir wahrscheinlich vor uns; wenn die geschlagen wird, muß es doch wohl Frieden werden. Unter uns ist auch nicht einer, der noch hier bleiben möchte. Alles sehnt sich nach der Heimat. Dies Wort wird wohl 100 mal am Tag gesagt.

Ihr wißt nun, wie es hier aussieht. Gar zu gerne wüßte ich aber auch mal, wie es bei Euch steht. Ich habe bis heute immer noch keine Postsachen. Gestern traf ich Riemer. Er sagte, daß er auch noch nichts erhalten habe. Ich bin also nicht der einzige. Wenn Ihr diesen Brief erhalten solltet, probiert es also nochmal und schreibt.

Folgendes möchte ich vor allen Dingen gern wissen. Also wie steht es mit der Landwirtschaft. Könnt Ihr zur Bestellung kommen? Habt Ihr die beiden jungen Pferde noch? Die Rüben werden wohl liegenbleiben müssen? Habt Ihr schon gedroschen? Wie steht es mit dem Vieh? Hier gibt es im Umkreis von 100 km kein Rind und kein Schwein, nur noch Schafe. Wir essen alle Tage Hammelfleisch, manchmal aber auch garnichts. Manche Tage haben wir aber auch schon weiter nichts gehabt, wie Äpfel und Weintrauben. Das Ende natürlich "große (Scheißerei)".

Wie sieht es nun in Velber aus. Wie ist es mit Kuno und Adolf? – **Das sind die beiden Brüder von Heinrich Wissel** - Müssen sie fort? Sind die Landsturmlaute alle eingezogen? Habt Ihr schon Nachricht von den anderen, die ins Feld gezogen sind? Ich habe noch keinen getroffen als Riemer und Carl Behnsen und von sonstigen Bekannten Kuhlen[?] von Benthe und Hansen aus Hemmingen.

Ich muß schließen, denn es ist scheußlich kalt und meine Finger sind ganz steif daher auch die schlechte Schrift. Dazu benutze ich als Schreibtisch einen alten Deckel. Also gebt Nachricht über dieses und ähnliches. Ich schreibe alle drei Tage eine Karte, damit Ihr von mir Bescheid wißt, wenn ich denn auch nichts von Euch bekomme, ich muß mich damit gedulden. Mir geht es ganz gut.

Herzlichen Gruß Euer Heinrich



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Zehn Tage später, am 7.10.1914, befindet sich Heinrich Wissel in einer Ruhestellung und schreibt an die Eltern:

Ich habe heute Nachmittag Zeit und so will ich Euch mal etwas mehr schreiben, als wie eine Karte. ...

Wie Ihr ja wisst, wurde ich in Hannover doch als Reservezugführer eingeteilt. Dies bin ich auch geblieben, bis zu dem Tage, wo unsere Artillerie das erste Gefecht zu bestehen hatte, bei St. Quentin. Hier bekamen wir die Feuertaufe. Es war ein blutiger Tag. Die Franzosen hatten sich stark verschanzt, und unserer Infanterie, welche zum Sturm vorging, mußte unverzüglich durch Artillerie geholfen werden. Unsere Batterien mußten daher im freien Feld auffahren, wobei sie furchtbare Verluste erlitten. Zeitweise mußten die Geschütze, infolge Munitionsmangels, verlassen werden. Jetzt wurden wir herangeholt. Im feindlichen Feuer mußten wir bis ziemlich an unsere Batterien heranfahren. Nur durch ein kleines Waldstück gedeckt, und nun mußten die Kanoniere die Munitionskörbe zu den Geschützen tragen. Wobei wir die ersten Verluste erlitten. 1 Mann tot, 2 verwundet.

Ein Glück ist, das die Munition der Franzosen nichts taugt, sonst wären wir alle verloren gewesen. Es waren nämlich alles Aufschläge, selten Brennzünder. Die Geschosse sausen in die Erde, krepieren dort und werfen einem höchsten das ganze Gesicht voll Dreck. Hier schlugen sie nun rechts und links von uns ein, ohne uns zu schaden.

Am Abend bekam unsere Division dann Verstärkung und mit aufgepflanztem Bajonett wurde die feindliche Stellung genommen. Aber wie sah es auf dem Schlachtfeld aus. Ich habe es gesehen. Nämlich als unsere Kolonne vorgeholt wurde, wurden ich und ein Trompeter zu einer Batterie geschickt, die seitwärts stand, um anzufragen, ob sie Munition brauche. Im sausenden Galopp ritten wir beide über das freie Feld. Die Kugeln sausten uns nur so um die Ohren; bis wir schließlich ein kleines Waldstück erreichten, wo wir etwas Deckung hatten. Von hier aus krochen wir auf allen Vieren zur Batterie hin und auch zurück. Um nun denselben Weg im Galopp wieder zurückzulegen. Diesen Ritt werde ich nie vergessen. Tote und verwundete Infanteristen, einer neben dem anderen. Meist Familienväter mit langen Bärten. Ein schrecklicher Anblick war es. Nun genug davon.

... Wir führen hier [jetzt] einen Belagerungskrieg. Unsere Truppen haben sich hier stark verschanzt. Sie liegen in festen Stellungen. Die Infanterie 1000 Meter vor der Artillerie in Schützengraben und die Artillerie ganz in der Erde eingegraben. Des Nachts werden die Mannschaften abgelöst, abwechselnd. Wir Munitionskolonnen und Bagagen sind in den Dörfern hinter der Front einquartiert. Wir haben jetzt ein ziemlich faules Leben, wenn nur der Hunger nicht wäre.

Hier sieht es traurig aus in den Häusern, die meisten wurden von den Einwohnern verlassen, ist alles ruiniert, kaum noch ein ordentliches Möbel vorhanden. Meist ist es von den französischen Truppen selbst angerichtet, wie die Einwohner sagen. Die sollen mit ihnen umgegangen sein wie im Feindesland.

Nun auf dem Felde. Der Roggen ist nicht zusammen in Diemen, aber Gerste und Weizen steht alles in Stiegen und ist nicht verdorben. Was noch gut ist suchen wir uns jetzt noch aus, fahren es ein und dreschen es, viel gibt es sowieso nicht, der Hafer ist hier nur ungefähr $\frac{1}{2}$ m lang. Wenn wir hier nicht bald wegkommen, haben unsere Pferde nichts mehr zu fressen und wir schon lange nicht. Kartoffeln sind schon garnicht mehr zu haben. Wir empfangen unsere ganze Nahrung von Deutschland. 2 Mann empfangen pro Tag ein kleines Kommissbrot, außerdem gibt es für jeden Zug etwas Kaffee, ungefähr 2 Hände voll für 20 Mann. Dann etwas Salz, Gries und Reis. Alle zwei Tage werden 3 Hammel geschlachtet für die ganze Kolonne (200 Mann). Das Fleisch wird von einer Feldküche gekocht und zugweise verteilt. 10 Mann bekommen ungefähr so viel, wie ich zu Hause zum Frühstück esse, also wie ihr seht etwas reichlich knapp.

Nun werden wir alle Tage getröstet, daß bald Liebesgaben aus der Heimat ankommen sollen. Wir haben noch keine gesehen und erwarten es auch nicht. Gebt zu diesen Zwecken nichts und klärt auch andere auf, nichts hierfür zu geben. Das bleibt unterwegs hängen und was hier noch ankommt, davon bekommt der gemeine Mann auch nichts. Wenn jemand was geben will, so schicke er es direkt an die Adresse irgendeines Soldaten, daß dieser es austeilt. Es können jetzt nämlich größere Pakete verschickt werden.... Ich will jetzt noch mal kurz zusammenfassen, was ich noch alles gebrauchen kann: 2 Paar Strümpfe, einen Zweter [Sweater], eine Gummweste, nun an Nahrungsmitteln Speck, Mettwurst, Schmalz. ferner legt bei dem nächsten Cigarrenpaket einige Schachteln Streichhölzer bei. Letzteres schickt so oft ihr könnt, besonders Speck, der hält sich.



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Nun will ich schließen und hoffen, daß ich keinen Brief mehr zu schreiben brauche, sondern wir alles mündlich erzählen können. Gott möge uns hier den Sieg und den baldigen Frieden geben. Herzliche Grüße Euer Heinrich

(„Stumme Anmerkung“: Heinrich Wissel ist im 2. Abs. dieses Briefes eine Ortsverwechslung unterlaufen. Seine Einheit erhielt die „Feuertaufe“ nicht in der Schlacht von St. Quentin Anfang September, sondern in der vorausgegangenen Schlacht bei Charleroi und Mons am 24. August – s. auch FPKarte vom 24.08. 1914)

Soweit erst einmal die Berichte des Artilleristen Heinrich Wissel aus Velber. Aus weiteren Feldpostbriefen und -karten von ihm werden wir später noch zitieren.

Sogleich nach Beginn des Krieges im August 1914 meldete sich Wilhelm Hahn, seit drei Jahren Förster in Kirchwehren, freiwillig zum Kriegsdienst. Er war schon 46 Jahre alt und wäre deshalb nicht mehr eingezogen worden, wollte aber unbedingt an die Front. Auf Grund früherer Dienstzeiten hatte er den Rang eines Feldwebelleutnants und zählte damit zu den Offizieren. Zugleich mit ihm meldete sich auch sein 16-jähriger Sohn Herbert freiwillig. Er wäre sonst frühestens zwei Jahre später eingezogen worden. Vater und Sohn waren von Anfang an in derselben Einheit, einem Jägerbataillon. Mitte Januar 1915 sind sie auf dem Wege zur Westfront. Vater Wilhelm Hahn schreibt darüber in einem Feldpostbrief vom 16. Januar 1915:

Ihr Lieben!

In diesen Blättern denke ich Euch ein Tagebuch über meine Kriegserlebnisse niederzulegen und übersende sie Euch etwa alle 2-3 Tage. Sammelt sie und folgt unserem Kriegszuge in Gedanken. Gestern am 15.1. um 3 Uhr fuhren wir von Ratzeburg ab ... und sind um 6 Uhr abend in Herbesthal, dem letzten deutschen Orte, angekommen. In Bassum haben wir in der vorigen Nacht gegen 12 Uhr zu Abend gegessen, kalte Küche und Kaffee. In der Nacht haben wir ganz gut geschlafen, wir hatten mit 4 Offizieren 2 Abteile II. [Klasse] und machten uns lang. Das Wetter ist fürchterlich, ein mächtiger Sturm und starke Regenschauer prasseln gegen die Fenster. Bis in die späte Nacht waren die Jäger lebhaft mit Singen und Schwatzen im Gange - die Stimmung war vorzüglich und erreichte ihren Höhepunkt bei der Fahrt in Köln über die Rheinbrücken, da war ein Hurrahschreien und Singen der „Wacht am Rhein“, daß es das Getöse des Zuges übertönte.....

In einem Brief vom 24. Januar 1915 beschreibt Wilhelm Hahn die Stellung, die er nach seiner Ankunft an der Front für jeweils drei Tage bezieht, um danach wiederum für jeweils drei Tage in eine hintere Ruhstellung abgelöst zu werden. Sein Sohn Herbert gehört zu dem Zug, den Wilhelm Hahn führt, und wird vom Vater regelmäßig in den Briefen „Kamerad Herbert“ genannt:

Liebe Frieda!

Wir nähern uns wieder jenem Urzustande, da die Menschen in Erdhöhlen wohnten. Seit gestern abend sind wir hier und wie wir einzogen in unsere Unterschlupfe, da spielten Gewehre und Geschütze unsern Einzugsmarsch. Es mußte wohl irgendwo das Ablösen der Truppen bemerkt worden sein, denn das Feuer wurde ganz lebhaft, aber wir waren nicht gemeint, die Granaten reisten über uns hinweg. Solchen Dreck, wie er hier herrscht, kann sich nur der vorstellen, der sich ihn hier ansah, zu beschreiben ist er kaum. Jeder Graben, jede andere Erdenvertiefung ist voll Wasser, deshalb sind auch unsere Unterschlüpfen über der Erde angelegt. Dies ist keineswegs ein Vorzug, denn sie bieten der Artillerie leicht ein Ziel. Denke Dir eine große Zigarrenkiste von 5 m Länge, 2 m Breite und 1 m Höhe in langer Reihe neben die andern gestellt und meterhoch mit Erde überworfen, dann kannst Du Dir ein ungefähres Bild machen. In dem langen Erdwall, der so entsteht, ist auf der dem Feinde abgekehrten Seite etwa alle 5 m ein dunkles Loch, das man mit einem Sack, Zeltbahn oder mit einer Schiebetür verschließen kann.

Kamerad Herbert liegt natürlich mit mir in demselben Unterschlupf. Gegenwärtig hilft er dem Pionierkommando, das hier tätig ist, um noch unsere Unterschlüpfen zu bauen. - Von Zeit zu Zeit lebt bald fern bald nahe der Kampf auf, so sandte eben die feindliche Artillerie ein paar Dutzend Granaten herüber, die 300 m neben uns einschlugen,



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

sie meinten offenbar unsere Artillerie damit, die aber mehrere hundert Meter weiter zurückstand und nicht getroffen wurde. Dessen ungeachtet revanchiert sie sich höflich und schickt Schuß auf Schuß ihre eisernen Grüße hinüber. Mit Gewehrfeuer haben wir hier nichts zu tun, weil wir nicht in der vordersten Linie, sondern in der Reserve stehen, nur in der Ferne hört man das Knattern der Gewehre und das Tack - tack - tack der Maschinengewehre.

Sohn Herbert schreibt seiner Mutter am 3. Februar 1915:

Liebe Mutter!

Nun bin ich glücklich aus dem Schützengraben wieder heraus. Es war ganz interessant, aber etwas aufregend. Nachts mußten von 8 Mann immer 2 Mann Posten stehen und 6 Mann arbeiten, und am Tage standen ständig 2 Mann Posten, während die übrigen 6 schlafen durften. Das Schlafen ist ja allerdings bei Tage ein schlechtes Geschäft, besonders wenn die Erde bebte von den Schüssen der Artillerie. Uns ließ sie glücklicherweise ziemlich in Frieden, wenigstens die ersten beiden Tage. Aber am dritten Tag hatten auch wir einige Tote und Verwundete durch Granaten. Im ganzen hatten wir 5 Tote und 3 Verwundete. Dazu kommen allerdings noch der ein oder andere, die zuletzt noch getroffen sind. Wir bekamen nämlich, als wir schon abgelöst waren, ein wüstes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, auch die Artillerie half noch etwas mit. Da wir gerade in Bixchoote waren, nahmen wir hinter Mauern und zerschossenen Häusern Deckung.

... Mir geht es bei alledem sehr gut, natürlich den Umständen entsprechend. In drei Tagen kommen wir wieder in die zweite Linie. Mir gefällt es hier eigentlich ganz gut. Manchmal ist die Nacht ja etwas gefährlich. Vor dem Gewehrfeuer hat man schon kaum mehr Respekt. Man kann eben Deckung nehmen und außerdem kann man wiederschießen, nur die Granaten werden manchmal etwas unangenehm.

Viele Grüße sendet Dein Herbert

Die meisten Briefe der beiden Hahns enthalten Schilderungen vom Leben im Schützengraben oder in der Etappe, von Artillerieduellen und kleineren Infanteriegefechten. In einem Brief an eine Verwandte, vermutlich seine Schwägerin, äußert sich Wilhelm Hahn auch über seine Einstellung zum Feind:

Liebe Else!

... Morgen Abend gehen wir wieder hinaus, aber in eine Stellung, die sehr wenig Gefahr bietet, wir haben nur anzugreifen, wenn infolge eines feindlichen Angriffes vorne die Lage irgendwo bedenklich werden will; wenn Du diesen Brief bekommst, sind wir aber schon wieder nach hier zurückgezogen.

Vorher war ich immer neugierig auf die ersten Eindrücke im feindlichen Feuer, ich muß jetzt sagen, daß dieselben garnicht derartig sind, wie ich erwartete. Selbst die massenhaften Leichen der Feinde, die vor unserer Front liegen, machen keineswegs einen Eindruck des Grauens. Das läßt sich schwer erklären, da mich sonst fremdes Leid und Unglück immer mehr zu erfassen pflegte, als eigenes. Ebenso rätselhaft ist mir das Schießen auf den Feind. Mehr als über mich selbst wundere ich mich über Herbert, der in seinen jungen Jahren mit einer förmlichen Passion vor der Schießscharte steht und mit völliger Ruhe die tödlichen Geschosse mit jedem sich zeigenden Feinde wechselt.

Ich muß sagen, daß ich mit weniger Bedauern auf einen Feind unseres Vaterlandes schieße, als auf einen Rehbock in meinem Revier, der mir gewissermaßen ein Bekannter ist, während ersterer nur ein kleiner Teil eines feindlichen Heeres, das unbedingt niedergezwungen werden muß. Dieses Muß, dieser Wetteifer im Kampf ist jedenfalls das, was jede weiche Regung und jedes Bedauern mit der Einzelperson des Gegners ausschaltet. Das Bedauern, die Herzensweichheit kommt sicher dann zur Geltung, wenn man den bezwungenen Gegner in der Gewalt hat, das fühle ich trotz allem ganz deutlich, insonderheit, wenn man ihn leiden sieht. Unsere Gegner sorgen zudem durch ihre vielfach unfaire Kampfweise, wie auch dadurch, daß sie zum großen Teil aus englischen, indischen, afrikanischen u.s.w. Gesindel bestehen, dafür, daß es uns noch weniger schwer fällt, hart zu sein.....

In einem Brief an seine Frau wenige Tage später schreibt er über die schwere Niederlage der russischen Truppen an der Grenze zu Ostpreußen:

(19. 2.) ... Wie ich hier angelangt war, kam die neue Siegesmeldung aus dem Osten durch das Telefon über die 64.000 u.s.w. Das ist wie eine Erfrischung. Sicher werden jetzt, wo der russische Bär prankenschlagend am Boden liegt, die Friedensredereien wieder anfangen. Lieber alter Hindenburg! Laß jetzt nicht locker, sondern denke an das Jägerspruchwort: „Wenn der Bär tot ist, ist er noch lange nicht tot!“ Jetzt ist's Zeit, nun mach ihn unschädlich,



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

bis er sich nicht mehr rührt, denn dann erst kann er ohne Schwierigkeit aus der Decke geschlagen werden! -

Gestern war der 18. Febr. - Luthers Todestag - paßt auf, ihr Verräter des Germanentums, deutsches Heldentum soll Euch endlich auch in einem solchen Sinne bekannt werden, daß eure langen Gesichter noch von Entsetzen verzerrt werden! Wartet es ab ihr, die ihr das edelste Volk der Erde verhungern lassen wolltet, wie euch in 6 Wochen der Magen knurrt! Freilich, die Schützen, die ungezählte Hunderttausende in den Tod trieben, werden die letzten sein, die sich dort noch satt essen! Aber der Fluch ihres Volkes wird sie einst erreichen!

Darüber, dass es auch andere Einstellungen gab, berichtet Wilhelm Hahn in einem anderen Brief (vom 20.03.):

Von einem eigenartigen Idyll, dessen ich mich fast schäme, versuche ich heute Erwähnung zu tun. Hier neben unsere Kompanie reicht der Abschnitt einer Nachbarbrigade. Dort ist gleich in unserer Nähe eine Strecke, wo sich Freund und Feind auf 20 m (zwanzig) gegenüber liegt. Dort hat sich ein eigenartiger Verkehr herausgebildet; die Parteien begrüßen sich mit der Tageszeit, rufen sich Scherzworte zu und tauschen sogar Brot und Cigaretten aus. Verschiedenen Jägern, die um Erlaubnis baten, sich diesen eigenartigen Verkehr ansehen zu dürfen, habe ich dieselbe zwar erteilt, ich bin aber nicht hingegangen, mich empört die Sache. Zu solchen Scherzen sind die Zeiten zu ernst! – Ich gehe stundenlang mit Feldstecher und Büchse innerhalb meines Abschnittes pürschen, wo der Feind durchweg 300-400 m gegenüberliegt. Und wehe dem, der den Kopf über die Deckung hebt, oder auch nur durch eine Schießscharte kuckt, augenblicklich erhält er den Beweis, wie sauber die Deutschen Jäger schießen! Zum Scherz sind wir hier nicht hergekommen und wie lange wird es denn dauern, bis welsche oder englische Tücke an jener Stelle den Unsrigen ihre - ich will nicht sagen - vertrauensselige Gutmütigkeit ins rechte Licht rückt? Ich werde jedenfalls versuchen, diesem Verhängnis, das ich ahne, vorzubeugen, ehe es zu spät ist. -

Sie wissen vielleicht, dass ähnliche Annäherungen zwischen Freund und Feind Weihnachten 1914 stattgefunden hatten. Sie wurden danach von den Kommandostellen beider Seiten scharf untersagt, kamen offenbar aber doch noch dann und wann vor – auch an der Ostfront; davon wird noch in einem späteren Brief von Adolf Wissel berichtet werden.

Am 8. März 1915 schreibt Wilhelm Hahn an seine Familie:

Ihr Lieben! ... Seit 26 Stunden sitzen wir wieder hier im Schützengraben, wo die Nächte sich hauptsächlich durch erhöhte Tätigkeit und Wachsamkeit unterscheiden. Viel Schlaf brauche ich nicht, wo hier die körperlichen Anstrengungen nur sehr gering sind, drum schreibe ich bei Kerzenlicht meine Erlebnisse u. Eindrücke auf.

Der 7. März war ein Unglückstag für uns, denn die feindliche Artillerie erzielte bei uns 3 Tote und einige Verwundete. Gottes Hand lag schützend über unserm Jungen. Wie wir in der vorigen Nacht ausrückten, war Herbert in den 1. Zug gestellt worden, wo er nach der Größe auch hinpaßt, ich wollte ihn aber gern bei mir im Zugführerunterschlupf haben und ließ ihn umwechseln. Der Mann, mit dem er tauschte, gehört zu den Gefallenen. - Wenn Gott uns schützt, dann sind wir geborgen....

Es ist 10 Uhr, Herbert wird gleich erscheinen, er steht auf einem gegen den Feind vorgeschobenen Doppelposten und wird um 10 Uhr abgelöst. - Seit heute morgen haben wir scharfen Ostwind und Frost, aber wir freuen uns, daß er trocknet, und gut angezogen sind wir. Da kommt Herbert, ich mache das Licht aus und packe ihn warm ein, meinen Kameraden, damit er gut schläft, ich wache. –

Herbert Hahn war nicht der einzige ungewöhnlich junge Soldat. Es ist bekannt, dass Väter sogar ihre 14-/15-jährigen Söhne mit ins Feld genommen haben. Von einem solchen Fall berichtet Wilhelm Hahn in einem Brief vom 15. März 1915

... Wir sind hier für 3 Tage mit unserer Kompanie dem Kommandeur des Luftscharfer-Bataillons unterstellt. Ich nenne die Kerls gewöhnlich Windkutscher, andere sagen Chokoladenmänner. Letzteres ist Euch nun natürlich schleierhaft, aber Ihr werdet gleich begreifen, wenn ich Euch berichte, der Kommandeur ist der Chef der Firma Stollwerk, der Bruder des Kommandeurs ist bei ihm Adjutant und der Sohn Kriegsfreiwilliger im selben Bataillon. Vorhin haben wir unsere Jungen zusammengehalten - meiner ist selbstverständlich strammer, aber auch 1 Jahr älter. Der junge Stollwerk ist im Felde - konfirmiert.



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Wie nah für diese jungen Menschen noch Indianerspiel und Krieg beieinanderlagen, wird aus manchen Äußerungen Herbert Hahns deutlich. So heißt es in einem Bericht, den er zum Geburtstag seiner Mutter verfasste und dem er den Titel „Mein Krieg – zur Erinnerung an die Eiserne Zeit“ gab:

... Überhaupt hat mir das „Kriegsspielen“ viel Spaß gemacht.

Am rechten Flügel unserer Bixschoote-Stellung machte ich meine erste Patrouille. In gerader Richtung gegen den Feind hatte ich mit noch einem Kameraden 6 Pfähle in 20 m Abstand aufzubauen. Es machte mir Spaß. Später bin ich dann auch öfter Patrouille gegangen. Im ganzen jetzt, glaube ich, 13mal. Ziemlich spaßig war eine Patrouille an meinem Geburtstag. Sie wurde nämlich von einem Gefreiten geführt; dem der Spaß etwas unheimlich war. Er hielt sich dauernd eine Rübe vor das Gesicht, um sich gegen Sicht zu decken. Weit kamen wir trotz seiner „guten Deckung“ nicht. Mit 4 Spaten bewaffnet; die wir unterwegs gefunden hatten, kehrten wir bald zurück.

... Zu unserem besonderen Vergnügen trugen wir dem lieben Vetter [gemeint sind die Briten] auch Handgranaten hin. Zu viere krochen wir hin, jeder hatte 4 Handgranaten, und dann ging der Tanz los. Ein Dtzd. der freundlichen Dinger wurde zum Feind hinüberpraktiziert und schon waren wir wieder verschwunden.

Bei der Gelegenheit wurde ich auch angeschossen. Wir waren zu zweien. Da ein Angriff erwartet wurde, sollten wir uns mal beim Feind ankündigen, was er dazu meine. Während wir nun dalagen und horchten, fing der Engländer an, auf unsere Sappe mit Handgranaten zu werfen. Strafe muß sein dachten wir; also einige Handgranaten hinüber und - da waren wir gewesen; aber wir waren da längst nicht mehr, sondern lagen beim Horchposten und klöhnten. Dann krochen wir durch ein großes Granatloch unter dem Drahtverhau hindurch. Plötzlich ein Schuß. - „Du, ich hab einen weg.“ „Ja, ich auch, Mensch.“ Nun schnell zum Graben, Meldung gemacht; verbinden lassen und dann ab zum Verbandsplatz. Dort wurden wir verbunden, dann ging es in allerlei Fahrzeugen nach Houthulst und den nächsten Tag nach Thruvait. Dort ging es mir sehr gut. Wepen und ich lagen nebeneinander. Nach acht Tagen durften wir aufstehen. Da erschien plötzlich noch der Dritte im Bunde - Nickelsen. Die Freude war groß. Den ganzen Tag pilgerten wir im Garten umher, lasen und schrieben.....

Die Hauptsache habe ich ja eigentlich vergessen. Im Lazarett bekam ich das Eiserne Kreuz zusammen mit Kamerad Wepen, der mit mir zusammen verwundet wurde.

Am 22. April 1915 versuchten die deutschen Truppen, mit einer Offensive die gegnerischen Stellungen in Flandern zu durchstoßen. Bei diesen verlustreichen Kämpfen verlor auch Wilhelm Hahn sein Leben. Herbert Hahn schreibt am 24. April an seine Mutter:

Liebe Mutter!

Der liebe Gott hat es gewollt, daß unser treuer Vater den Heldentod starb. Heute morgen etwa ½ 5 Uhr traf Vater die Kugel. Ich lag einige Schritte links von Vater und als ich bei ihm war, war er schon tot. Zusammen mit zwei Kameraden habe ich Vater dann in Sicherheit gebracht. Unser Herr Kompagnieführer will den Toten nach Houthulst bringen lassen.

Liebe Mutter!

Es ist schrecklich einen lieben Menschen so zu verlieren. Ich habe aber die Hoffnung, Du wirst Dich mit der Zeit in das Furchtbare finden. Ich habe Dir genau geschrieben, wie es ist, weil ich annehme, daß Du auch die schwerste Gewißheit leichter hinnehmen wirst, als eine quälende Ungewißheit.

Indessen will ich weiter kämpfen für des Vaterlands Ehre. Hoffentlich ist dieser unselige Krieg bald zuende, damit wir uns zusammen trösten können über den schmerzlichen Verlust. Ich vertraue darauf, daß Gott mich auch fernerhin beschützen wird. Grüße doch die armen Brüder recht herzlich von mir. Seid Euch gegenseitig ein Stütze in Eurem Schmerz, ich habe ja vorläufig so viel Ablenkung, daß ich nicht viel zum Überlegen komme. Und wenn der Krieg zuende ist, dann will ich arbeiten für fünf. Gottes Schutz erleht Euch

Euer Herbert

Herbert Hahn überlebte seinen Vater nur um ein knappes Jahr. Er fiel am 26. März 1916, fünf Tage vor seinem 18. Geburtstag. Seine Mutter erhielt vom Kompaniechef folgende Nachricht:

Das Bataillon bedauert von ganzem Herzen Ihnen mitteilen zu müssen, daß Ihr Sohn Herbert am 26. 3. 16 abends



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

den Heldentod gestorben ist. In gewohnter treuer Pflichterfüllung auf Posten stehend, setzte eine feindliche Kugel seinem jungen Leben ein Ziel, schnell und schmerzlos starb er.

Sein kameradschaftliches Wesen und seine Unerschrockenheit werden uns stets in Erinnerung bleiben. Stets, wenn es galt eine schwierige Patrouille gegen den Feind zu machen, meldete sich Ihr Sohn freiwillig, uns allen ein glänzendes Vorbild von Unerschrockenheit und Mut. Möge das Bewußtsein, daß auch Ihr Sohn in heldenhafter Weise zur Verteidigung des Vaterlandes beigetragen hat, Sie in Ihrem tiefen Schmerze trösten.

Im folgenden Jahr – 1917 - meldete sich auch Herberts Bruder Fritz im Alter von 17 Jahren freiwillig zum Kriegsdienst und wurde angenommen; er kam aber nicht mehr zum Fronteinsatz.

Die meisten ausführlichen FPBriefe, die uns überliefert sind, wurden von Kriegsteilnehmern abgefasst, die eine bessere Schulbildung erhalten hatten. Dies gilt auch für die beiden Hahns und für die drei Söhne aus der Familie Wissel, deren Briefe wir noch weiter zitieren werden. Von Soldaten, die lediglich die Volksschule besucht haben, sind fast nur Postkarten erhalten, die wenig aussagen. Etwas anderes gilt für die Feldpost des Infanteristen Johann Tomzak. Seine polnischen Großeltern und Eltern waren als landwirtschaftliche Saisonarbeiter aus der damaligen preußischen Provinz Posen nach Dunau gekommen und dann hier geblieben. Als Johann Tomzak im August 1914 zum Kriegsdienst eingezogen wurde, war er Knecht auf dem Hofe des Bauern Heinrich Bremer in Lathwehren, dem er dann – neben vielen Karten – auch zahlreiche Briefe aus dem Felde schrieb. Sie sagen viel über das Erleben und Denken des einfachen Soldaten aus.

Johann Tomzak schreibt am 11. Dezember 1914 von der Westfront:

Werter Herr Bremer,

Ihr Paket habe ich eben bei bester Gesundheit erhalten. Das mit dem Inhalt Cigarren, Tabak, Karten, die übrigen Sachen und der beiliegenden Zeitung vom 3. Dezember, ist als erstes Paket bei mir angekommen. Sonst habe ich bis jetzt noch keine Pakete erhalten, die müssen noch auf der Post sein oder sie werden auf jeden Fall wieder zurückkommen.

Wir liegen schon seit dem 1. Oktober hier an dieser Stelle in der Richtung Verdun und Toul etwa 15 Kilometer und hatten nur mit schwarzen Leuten zu tun. Augenblicklich sind die Schwarzen aber alle verschwunden, denn die konnten leider die Kälte nicht vertragen, die hier etwa vor 3 Wochen gewesen ist.

Augenblicklich haben wir aber wieder sehr schlechtes Wetter, die Schützengräben stehen teilweise bis oben hin unter Wasser, aber bei den Franzmännern ist es noch schlechter wie bei uns, denn die haben ihre Hauptstellung grade in Sümpfen - und dabei in ihren Schnürschuhen.

Es kommen auch sehr viele des Nachts nach uns rüber, weil die dort vor Nässe und Hunger nicht aushalten können. Danach denke ich, daß es doch bald ein Ende nehmen wird. Aber leider das schöne Weihnachtsfest müssen wir noch im Feindesland erleben. Aber jedenfalls wird uns unser Herrgott vor jeder feindlichen Kugel beschützen, wie er uns bis jetzt davor beschützt hat.

Daß wir doch wenigstens Ostern als helde Sieger in unser Vaterland einziehen können! Die Franzosen werden aber noch immer in ihrer Dummheit dahin gezogen von ihren Vorgesetzten. Wenn wir etliche gefangen nehmen, dann erzählen die uns immer, die Russen wären in Berlin eingezogen, daran haben wir unsern meisten Spaß, daß die so blödsinnig sind und sich so was von ihren Vorgesetzten vorschnacken lassen. Wir wollen das beste hoffen, daß es bald ein Ende nimmt.

Habe auch von Göing erfahren, daß Albert krank ist. Hoffentlich wird er aber wieder hergestellt sein. Und wünsche Euch allen die beste Gesundheit und recht vergnügte Feiertage. Auch Göing sendet euch alle die besten Grüße.

Nochmals die besten Grüße bis auf ein frohes Wiedersehen sendet Euch allen Johann



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Einen Monat später wieder ein Brief:

9.1.1915

Werter Herr Bremer nebst Familie

Muß Euch kurz mitteilen, daß ich bis jetzt noch gesund und munter bin, wünsche Euch auch recht viel Glück und Gesundheit im Neuen Jahr, und wir wollen auch hoffen, daß dieser Krieg auch bald ein Ende nimmt.

Aber es sieht hier noch gar nicht aus, daß es Frieden gibt. Denn es geht hier böse her, niemals habe ich mir die Sache so schwer vorgestellt, wie ich ins Feld zog. Aber jedenfalls wird uns unser Herrgott weiter beschützen. Daß es doch bald Friede sei, und wir als deutsche Sieger in unser Vaterland einziehen können.

Unsere Stellung ist hier bei Loupmont, Apremont und St.Mihiel [an der Maas]. Sie ist auch für uns eine schwere Aufgabe, denn wir lagen hier in erster Linie, seit 13. Dez. – 1. Januar ohne Ablösung. Dann hatten wir 4 Tage Ruh und jetzt haben wir die alte Stellung wieder besetzt. Die Schützengräben stehen unter Wasser und das Wetter ist furchtbar schlecht, wir haben alle Tage Regen. Man darf aber niemals den Mut verlieren, sonst ist man verloren.

Unser Weihnachten ist auch nicht besonders ausgefallen. Wie wir als Kameraden untereinander die Weihnachtsfeier verhandelten, schlug plötzlich am 22. Dez. eine feindliche Granate in die Mitte unserer Kompanie und es wurden 10 Kameraden getötet und 13 verwundet. So war dies ein trauriger Anblick für uns und der Weihnachten war verdorben.

Hier ist man sein[es] Lebens keine Minute sicher, es stehen manchmal ein[em] die Haare zu Berge, wenn man in der Dunkelheit das Aufblitzen und Rollen der Kanonen anhören muß. Vor einer Gewehrkegel hat man keine Angst, weil die keinen großen Schaden anrichten, die meisten gehen über einen hin.

Zwischen unsern und französischen Schützengräben liegen die toten Franzosen von Anfang Oktober noch und man kann sie nicht begraben. Es ist grausam, niemals kann sich einer in diese Lage reindenken, der dies nicht mitmacht. Aber wir wollen hoffen, daß die Sache bald ein Ende nimmt.

Also mit freundlichem Gruß bis auf ein frohes Wiedersehn grüßt auch alle herzlich Johann

Auf unserem Plakat steht der Satz: „Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen“. Er steht in einem Brief vom 10. November 1916, als Johann Tomzak unter dem Eindruck der furchtbaren Kämpfe an der Somme und bei Verdun steht, an denen er teilgenommen hat:

10.11.1916 (Frankreich)

Herrn Bremer und Familie

Euer Paket mit Cigarren habe ich heute erhalten und sage Euch meinen besten Dank. Sonst geht es mir augenblicklich noch ganz gut, was ich wohl auch von Euch hoffen kann.

Ihr meint, ich hätte schon lange nichts von mir hören lassen. Ihr müßt es selbst zugeben, daß es augenblicklich sehr schlecht ging, denn wie ihr wohl auch schon gehört habt, sind wir dauernd von einer Ecke zur anderen gekommen, da hat man sehr wenig Zeit zu schreiben.

Und bei dieser Gelegenheit bin ich auch nach Verdun und der Somme gekommen, und wie das dort herging, das kann ich Euch überhaupt nicht beschreiben, Ihr werdet wohl auch schon genug davon gehört und gelesen haben.

Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen, denn es wird doch bald zu viel. Die Menschen werden hier abgeschlachtet wie ein Stück Vieh.

Augenblicklich haben wir ja eine bessere Stellung bekommen, aber wie lange, das weiß keiner. Denn es geht augenblicklich bei Verdun und an der Somme wieder böse her, und wer einmal dort dies Elend gesehen hat, der hat zum zweiten Mal kein Verlangen zu dieser Schlachtereier.

Hoffentlich wird uns der Frieden bald überraschen und wir wieder gesund und munter zur Heimat kehren können.

In der Hoffnung, daß wir uns bald gesund und munter wiedersehen, grüßt euch alle herzlich Johann.

Johann Tomzak zog nach einer Verletzung dauerhaft ein Bein nach, wurde aber trotzdem wieder an der Front eingesetzt, wurde Unteroffizier, erhielt das EK II und kehrte nach dem Krieg als Großknecht auf den Hof der Familie Bremer zurück.



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Die Familie Bremer erhielt auch FPBriefe anderer Soldaten, darunter von Friedrich Heuser. Dieser war seit 1910 Lehrer in Lathwehren und meldete sich 1915 im Alter von 26 Jahren freiwillig zum Kriegsdienst. Er wurde zum Pionier ausgebildet und lag im Oktober 1915 nach mehrtägigem Einsatz in vorderster Linie der Westfront einige Tage in Ruhe. Von dort schrieb er am 21. 10. 1915 :

Frankreich, 21.10.1915

Mein lieber Herr Bremer!

Gestern erhielt ich von Ihnen zwei Pakete, Büchse und Zigarren. Herzlichen Dank dafür!

Wir liegen zwei Tage in Ruhe. Lange wird die Herrlichkeit aber wohl nicht dauern. Wer weiß wohin wir dann kommen. Wir haben schwere Tage hinter uns. Jede Nacht waren wir draußen an der Stellung, um Hindernisse zu bauen. Das ist eine gefährliche Sache und so ganz sind wir nicht immer ohne Verluste davon gekommen.

Ich habe immer großes Glück gehabt, zweimal hing mein Leben an einem seidenen Faden. Eine Granate schlug direkt in unsere Stellung ein. 3 arme Kerle waren sofort tot, 3 waren verwundet, einer hat das Augenlicht verloren. Ich lag mit noch 2 Kameraden verschüttet unter der Erde. Schnell haben wir uns freigegeben und wir waren heil geblieben.

Am nächsten Tag schlug mir ein Granatsplitter durchs Zeug, wo er in der Briefftasche stecken blieb. Hätte ich die nicht in der Tasche gehabt, so wäre mir das Stück in die Brust eingedrungen und das wäre gerade nicht angenehm gewesen! Die Postkarten und mein Soldbuch und Gesangbuch waren glatt durchlöchert.

An diesem Tage versuchten die „Schwarzen“ einen Durchbruch. Sie haben nichts erreicht; aber empfindliche Verluste erlitten. Zu Hunderten lagen sie vor unseren Hindernissen. Jetzt genug davon!

..., gleich ist Zeug- und Stiefelappell. Ich muß sie noch schnell putzen.

Viele herzliche Grüße an Sie und Ihre liebe Familie

Ihr F. Heuser

Kurz vor Weihnachten 1915, am 20.12., schreibt Friedrich Heuser:

Mein lieber Herr Bremer!

... Wir liegen jetzt in Erdhütten im Walde. Der Franzose ist nicht weit vor uns. An der Stelle, an welcher wir im Graben arbeiten, liegen wir uns auf etwa 50 m gegenüber. Jedenfalls kein angenehmes Gefühl, wenn man jeden

Augenblick eine Handgranate erwarten kann. Wir haben uns von unserer Hütte aus einen tiefen Stollen in die Erde gegraben. Schießt uns der Franzmann unsere Hütte zusammen, so klettern wir schnell tief unter die Erde und sind dann einigermaßen sicher.

Nur die Flieger machen uns mancher Kummer. Gestern warf einer Bomben in unser Lager. Er hat aber keinen Schaden angerichtet. Während ich eben schreibe, kreist ein deutscher Flieger über uns. Der Franzmann beschießt ihn tüchtig, „pfff-pfff“ kommen die lieblichen kleinen Dingerchen angesaut. Wir machen uns schnell dünne. So wird für uns auch das liebe Weihnachtsfest nicht gerade angenehm verlaufen. Man kann die Lieben in der Heimat nur glücklich preisen, wenn sie von dem allem nichts hören und sehen.

Täglich hat man den Tod vor Augen.

Mich tröstet immer der Gedanke, fällst du, so starbst du für eine große schöne Sache. Wie würde es aussehen, wenn unsere Feinde im lieben deutschen Vaterlande wären. Die Bilder des Schreckens hat man ja hier immer vor Augen. Ich glaube nicht, daß sie unsere Frauen und Mädchen so behandeln würden, wie wir sie.

Zum Frühjahr werden uns wohl noch schwere Tage bevorstehen. Hoffentlich bringen sie den ersehnten Frieden.

Nun wünsche ich Ihnen und Ihren Lieben ein recht fröhliches Weihnachtsfest und ein glückliches „Neues Jahr“. Sollte es mir vergönnt sein, als Sieger mit meinen lieben Kameraden heimzukehren, so wird mich auch mein Weg zu Ihnen führen, wo ich doch so manche traute Stunde im Kreis Ihrer Lieben verlebte.

Seien Sie alle recht herzlich begrüßt von Ihrem F. Heuser



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Nach einjährigem Kriegsdienst schreibt Friedrich Heuser am 9. März 1916:

Mein lieber Herr Bremer!

Ihr Paket habe ich erhalten. Herzlichen Dank dafür.

Ich „feiere“ heute mein Jubiläum. Ich bin heute gerade ein Jahr Soldat. Die Zeit geht schnell hin. Hoffentlich brauche ich nicht ein zweites Jahr auszuhalten. Die Lust zum Soldatenleben habe ich nicht mehr wie zu Anfang. Ich möchte nur, Sie könnten einmal sehen, wie es hier zugeht; Sie würden staunen. Was ein Mensch geleistet hat, danach wird nicht viel gefragt, der Titel macht es. Ich melde mich zu keiner Sache mehr freiwillig. Was hat man davon? Andere drücken sich dafür eben so viel mehr. Ich glaube allemal, daß es nach dem Kriege in Deutschland noch viel böses Blut geben wird.

Allzuviel darf ich Ihnen ja nicht schreiben, man weiß immer nicht, ob nicht ein Brief kontrolliert wird. Da werden Leute befördert, die überhaupt selbst nicht wissen, warum.

Doch nun Schluß! Die Hauptsache ist ja, daß der Krieg günstig für uns endet.

Mich beruhigt immer das Bewußtsein, meine Pflicht für die große Sache getan zu haben. Sonst könnte einem mitunter die Galle überlaufen.

Später einmal mehr!

... Ich habe nicht viel Zeit mehr, in einer halben Stunde muß ich wieder hinaus, an die Arbeit, um „unter der Erde“ an den Franzmann ranzukommen.

Ich würde Ihnen gern einmal mehr darüber schreiben, aber es könnte schief gehen.

Nun seien Sie alle recht herzlich begrüßt von

Ihrem F. Heuser

Kurze Zeit später wird Friedrich Heuser von der Westfront an die Ostfront verlegt. Von dort schreibt am 28. Juni 1916:

Mein lieber Herr Bremer!

Wir sind hier wieder in eine schöne Ecke hineingeraten. Der Russe setzt uns furchtbaren Widerstand entgegen. Unsere Verluste sind erheblich. Es ist dies das 3. Mal, daß das 10. Armee-Korps an die schlechteste Stelle gestellt wird. Wenn es so weitergeht, so wird vom Niedersachsenstamme nicht viel bleiben.

Wir haben heute Ruhe. Die letzten Tage waren blutig. Wann hat der Krieg ein Ende?

...

Von Karl habe ich eben eine Karte erhalten. Gestern erhielt ich die ersten Pakete. Sie hatten erst die Reise nach Frankreich gemacht.

Wie sieht es dort sonst aus? Von einigen Urlaubern erfuhr ich, daß die Leute unzufrieden wären, weil das X. Armee-Korps wieder so ins Feuer müssste. Ist das so?

Für heute Schluß!

Lassen Sie bitte recht bald einmal etwas von sich hören.

Mit deutschen Gruß an Sie und Ihre Lieben

Ihr F. Heuser

Zwei Tage, nachdem Friedrich Heuser diesen Brief geschrieben hatte, wurde er – angeblich durch einen Kopfschuss – tödlich getroffen.



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Fast ebenso viele Briefe und Karten wie von Heinrich Wissel, dem Bauernsohn aus Velber, sind von seinem jüngeren Bruder Kuno erhalten. Er hatte, im Gegensatz zu Heinrich, vor dem Kriege noch nicht gedient, hatte mehrere Semester Deutsche Literatur und Geschichte studiert und wurde im Januar 1915 eingezogen. Bei einer Gardeeinheit in Berlin wurde er als Artillerist ausgebildet – Sie erinnern sich: Auch Bruder Heinrich war Artillerist. Kurz vor seiner Verlegung an die Ostfront schreibt er in einem Brief vom 3. Juli 1915, den wir – wie auch schon andere Briefe - gekürzt wiedergeben, an seine Eltern:

Liebe Eltern!

Zum letzten Male schreibe ich Euch von meiner Wache aus Berlin. Ihr wisst, dies war immer die Zeit, wo ich Muße und Ruhe dazu hatte.

Es ist früh 5 Uhr und Sonntagmorgen. Die Drosseln singen überall auf dem Kasernenplatze, die Pferde in meinem Stalle sind allmählich wieder lebendig geworden und rasseln in ihren Ständen, der letzte Posten schreitet auf der Stallgasse.

Ich sitze hier im Mittelflur und genieße von der weit geöffneten Tür den schönen Morgen.

Viel ist freilich immer nicht zu sehen. Denn im Kasernenleben stellen sich überall hohe Mauern und Steinmassen in den Weg. Aber einige grüne Bäume verraten doch, dass draußen der Wald grünt, und vom blauen Himmel strahlt das Licht.

Dort öffnet sich die Weite, die als Symbol der seelischen Freiheit allen Schicksalswirren zum Trotz einem fühlenden Menschen nicht genommen werden kann. Das war immer schon mein Trost, dass hinter all den jagenden Wolken, die noch zur Erde gehören, noch an ihr haften, ein ahnend tiefer Himmel blaut, der immer gleich im Lichte strahlt, auch wenn die Schattennacht der Erde oder der Wolken ihn unseren Augen verdecken. ...

Gefühl ist alles – denn das ist Religion, die erst das tierische Leben adelt zum wahren Menschentume. ...

Wenn mein Kopf heil bleibt d.h. meine Nerven, mein Fühlen, so soll[en] all der Schutt und Kriegesqualen nicht stumpf machen, soll[en] mich nicht unterkriegen, wenn wir nun nächste Woche ins Feld gehen.

Ja, liebe Eltern, dass ich's nur gestehe. Ich bin gestern mit noch etwa 60 meiner Kameraden fürs Feld bestimmt worden. Wir sind vielleicht Montag schon feldgrau. Ihr musstet damit schon rechnen als ich vom Urlaub fortfuhr. Es wird Euch nicht zu sehr überraschen. Dann habt Ihr noch den Trost: ich gehe mit vielen alten Bekannten, die schon mit mir in der Rekrutenbatterie waren. Ich bin gesund und gehe frohen Muts. Also seid Ihr es auch und hoffen wir auf fr[öh]es Wiedersehen.

Herzlichen Gruß Euch allen Euer Kuno

Hier – wie auch in den Briefen zuvor während der Rekrutenausbildung – spürt man schon nichts mehr von irgendeiner Hochstimmung oder gar Begeisterung. Auch in der Folge bleiben seine Briefe nüchtern. Am 22. November 1915 schildert er das Leben an der Ostfront:

Liebe Eltern!

In den untersten Tiefen meiner Packtasche habe ich noch einiges von diesem einstmals schön gewesenem Briefpapier entdeckt. Es ist schon arg zugerichtet und ich möchte fast zweifeln, ob es die weite Reise von hier nach dem lieben fernen Velber aushalten wird.

Immerhin, ich möchte Euch ja so gerne mehr schreiben als eine nüchterne telegrammmäßig abgefasste Feldpostkarte. Aber Briefe werden ohnehin schwer befördert wegen der umfassenden Postsperre hier im Osten und dann habe ich so wenig Zeit zum Briefeschreiben... Wir wurden bald hier bald da eingesetzt, sind bei der Armee Mackensen, der Bug Armee, beim Beskidenkorps, beim 10. Korps und beim Garde Korps gewesen. ... Jedenfalls waren wir schon an den verschiedensten Punkten der Ostfront tätig und haben manche 100 km auf russischer Erde liegen. Wo wir augenblicklich sind, kann u. darf ich nicht sagen; wir gehen langsam vor. Der 2. Zug meiner Batterie, zu dem auch ich gehöre, liegt heute zurück und löst Nachmittag den 1. Zug ab in der Feuerstellung. So habe ich heute mal Zeit, etwas mehr zu schreiben als sonst. Ich muss Euch aber immer auf später vertrösten, wenn wir hoffentlich mal wieder abends alle zum gemütlichen Winterabend-Plauderstündchen beisammen sitzen.

Gewöhnlich wird früh um 4 Uhr geweckt, Pferde versorgt, Kaffee getrunken, gesattelt, alles verpackt, 6 ½ Uhr Abmarsch, oder wenn wir im Quartier liegen bleiben, Pferdeputzen bis zum Erbrechen, Geschirr, Sattelzeug,



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Geschütz reinigen, damit geht der ganze sogenannte „Ruhetag“ hin. Er ist nur für die Pferde, nicht für die Mannschaften. Essen gibt's einmal am Tage. Wenn es die Lage erlaubt, mittags aus der Feldküche, sonst abends, wenn's dunkelt, in der Feldstellung. Im Übrigen gibt's noch Kaffee am Abend oder, wenn wir lagern, auch mittags. Das Brot ist knapp und wird je nach dem Empfang auf alle verteilt, zuweilen nur eine Stulle für jeden Mann, und das bis zum nächsten Empfang, der manchmal erst nach 2-3 Tagen erfolgt. Aber wir sind deswegen noch nicht verhungert. Schweine und Hammel und Rinder laufen hier genug herum. Wir schlachten und braten, haben Schmalz und Bratkartoffeln. Zu Zeiten haben wir das üppigste Dasein in Fülle und Überfluss, und zu Zeiten schieben wir Kohldampf und rauchen Herbstlaubblätter. Es geht eben alles. Denn es ist Krieg. Da erträgt man mehr und bleibt gesund dabei.

Die Nächte haben wir anfangs draußen unter freiem Himmel gelegen. Jetzt quartieren wir uns in armseligen Dörfern ein, deren kleine zahlreiche Holzhäuser mit Strohdach recht warme Unterschlüpfen bieten d.h. soweit sie noch heil sind. Jede Nacht stehen riesige Brandfackeln am Himmel Die Russen sengen und brennen vor uns was sie können nieder. Aber wir kommen ihnen immer wieder auf den Läusepelz und finden auch immer wieder noch zu wohnen und zu leben. Mir geht es noch ganz gut. Ich bin gesund und stärker als früher. Seid nicht traurig, wenn mal meine Post länger ausbleibt. Eure Pakete kommen alle an. Herzliche Grüße Euch allen Kuno

Nicht alle Soldaten an der Front hatten die gleichen Gefahren zu bestehen. Die schwersten Verluste an Toten und Verwundeten hatte die Infanterie in der vordersten Linie. Die Artillerie lag dagegen schon etwas weiter zurück und war deshalb auch nicht ganz so gefährdet. Noch günstiger war die Lage für die Nachschubeinheiten und die Stäbe, also die höheren Befehlsstellen. Beide älteren Brüder Wissel hatten bei ihren Batterien verschiedene Posten inne, mal als Beobachter in vorderster Linie, mal bei den Kanonen, mal dahinter bei der Munitionsnachschubkolonne oder noch weiter hinten bei der Bagage, die z.B. die Verpflegung heranzuschaffen hatte. Immer waren sie bemüht, ihren Eltern die Sorge zu nehmen, die Söhne seien in Gefahr. Das kommt auf schöne Weise in einem Brief des älteren Wissels, also Heinrichs, vom 17. Oktober 1916 zum Ausdruck. Er ist gerade noch weiter hinten eingesetzt – als Leiter einer Einheit, die in dem besetzten Gebiet Landwirtschaft betreibt, um damit die Verpflegung an der Front zu sichern.

den 17. Oktober 1916

Liebe Eltern!

Vaters Brief vom 14. Oktober habe ich erhalten. Es freut mich, daß Ihr [mit der Ernte] schon so weit hin seid und auch mit allem fertig werdet.

Nun wolltet Ihr wissen, was ich jetzt beginne. Ich habe noch immer meinen alten Posten. Auch hier in unserm jetzigen Unterkunftsart. Wir bringen augenblicklich den Rest der Ernte ein; als Rüben und Kartoffeln. Die Rüben kommen in Mieten als Winterfutter für das Vieh. Auch Kartoffeln wurden eingemietet. In diesen Tagen, werden mit dem Dreschen beginnen. Wir bekommen einen großen Dreschplatz und haben dann den ganzen Winter damit zu tun.

Viel Arbeit habe ich ja gerade nicht davon; aber es muß doch immerhin jemand da sein, der die Sache überwacht.

Post habe ich diese Woche alle erhalten.

Sonst wüßte ich Euch nichts Neues zu berichten. Heute am Sonntag allerdings haben uns die feindlichen Flieger recht tüchtig mit Bomben begrüßt, wobei leider zwei Leute unserer Kolonne schwer verletzt sind. Derartige Fliegerbesuche haben wir öfter.

Und jetzt kommt das eigentlich Wichtigste:

Nun zum Schluß kann ich Euch noch etwas mitteilen, was Euch interessiert und auch erfreuen wird. Ich habe nämlich das eiserne Kreuz erhalten. Wofür, erzähle ich Euch vielleicht mal mündlich. Nur, das eine kann ich Euch gleich berichten, Heldentaten habe ich nicht vollbracht. Ihr könnt also beruhigt sein. ...

Nun viele herzliche Grüße

Euer Heinrich



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

In einem weiteren Brief – vom 15. Februar 1917, Heinrich Wissel ist jetzt bei der Bagage – schreibt er:

...Daß Mutter sehr erfreut ist über meinen jetzigen Posten kann ich mir denken. Ihr zuliebe habe ich es auch nur angenommen, denn ich weiß ja, wie sehr sie sich ängstigt, wenn sie einen von uns nicht ganz in Sicherheit weiß. Auch Mutters wegen habe ich meine Beförderung schwinden lassen. (Ich kann es jetzt ja ruhig mitteilen.) Ich hätte können Vizewachtmeister werden, allerdings mit der Bedingung, jederzeit zu einem anderen Truppenteil zu kommen (Minenwerfer Batterie etc.). Da ich aber weiß, daß Mutter davon nur schlaflose Nächte hat, habe ich abgelehnt...

Minenwerferbatterien lagen – wegen ihrer geringen Schussweite – immer ganz vorn.

Große Bestürzung nicht nur bei den Eltern, sondern auch bei den beiden älteren Brüdern herrschte, als im Frühjahr 1916 auch der jüngste Bruder Adolf, der nach seiner Konstitution nicht der Stärkste war, eingezogen wurde. Die beiden älteren Söhne versuchten auf anrührende Weise, ihre Eltern aufzurichten. Kuno, der mittlere, schreibt in einem Brief vom 8. Mai 1916:

Osten, den 8. Mai 16

Liebe Eltern!

Adolfs Paket von heute bringt mir eine sehr traurige Nachricht. Ich weiß gar nicht, was ich Euch schreiben soll. Am 10. Mai wird er auch eingezogen. Ich kann diesen Abend nicht froh werden trotzdem es so heimatlich ist – Froschgesang wie bei uns im Bruche und beginnende Baublüte, dazu Sonntag, ein herrlicher Abend. Aber ich kann den Gedanken an Euch und Adolf nicht los werden. Ich weiß wie es jetzt bei uns zu Hause aussieht. Ihr müsst daran denken, dass Adolf am Dienstag geht. Ich fühle es hier mit so deutlich als wäre ich dort. Was nützt es zu heucheln. Dadurch spricht man niemanden Trost und Mut, dass man sich verstellt. Ihr seid traurig heute am Sonntag und ich hier kann des auch nicht froh werden. Aber lasst das Schwermütige nicht Herr über Euch werden, liebe herzensgute Eltern. Ich möchte gern auf Urlaub fahren und ich werde kommen sobald ich an der Reihe bin, hoffentlich in 14 Tagen – 3 Wochen, so kurz vor Pfingsten. Adolf wird sich ja leichter hineinfinden als Ihr. Aber Mutter darf nicht zu viel traurig sein. Ich werde Adolf [in der Kaserne] aufsuchen, wenn ich auf Urlaub komme. Er wird ja doch sobald nicht ins Feld kommen, vielleicht überhaupt nicht, wenn er auch felddienstfähig geschrieben ist....

Ihr solltet übrigens nicht allein bleiben. Wenn Heinrich nicht reklamiert werden kann, wäre es das Beste, wenn Ihr einen von den kleinen Vettern aus Almhorst zu Euch nähmt. Heinrich Grimsehl ist alt genug um auf alles ein bisschen Obacht zu geben, vor allen Dingen Schließer und Wächter zu spielen. Vor allen Dingen dürft Ihr Euch nicht zurückziehen, nicht vereinsamen. Auf die fremden Leute könnt Ihr Euch doch nicht verlassen. Es tut mir leid, dass ich nicht diese Rate fahren konnte. Ich wäre sonst gerade nach Hause gekommen, wenn Adolf fort musste. Aber liebe, herzensgute Eltern, nicht verzagt und traurig sein. Nehmt Euch von den Verwandten jemand ins Haus. Ich fürchte, sonst verkümmert Mutter gar zu sehr. Von Drostens Mädels etwa oder Heinrichs aus Almhorst. Hoffentlich ist die Kriegszeit bald am Ende, dass wir uns alle in Velber wieder vereinen können. Aber nicht traurig sein. Adolf meine lieben Wünsche für das neue ungewohnte Leben. Und so seid alle herzlichst begrüßt von Eurem Kuno

Adolf Wissel kam nach seiner Grundausbildung zu einer Sanitätseinheit, die Verwundete in speziellen Pferdewagen vom vorderen Verbandsplatz zur weiteren ärztlichen Versorgung nach hinten transportierte. Die längste Zeit war er an der Ostfront und erlebte dort mit, wie sich die revolutionären Ereignisse in Russland auf die Verhältnisse an der Front auswirkten und die Friedenshoffnung wuchs. Er schreibt darüber in einem Brief vom 20. 2. 1917:

Liebe Eltern

Will Euch heute mal wieder einige Zeilen senden. An Post hab ich erhalten eine Büchse mit Sülze und auch mal einen Brief von Kuno aus Frankreich. Ihm scheint es ja auch noch ganz gut zu gehen. Er schickte mir seine Photographie und schreibt mir, daß er versetzt ist zu einem anderen Regiment als Offiziersaspirant. Da wird er wohl in nächster Zeit avancieren. Ich werde wohl ganz gewöhnlicher Trainknüppel bleiben. Ich bin auch gar nicht



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

böse darüber. Hauptsache ist doch, daß man bald wieder seinem Beruf nachgehen kann. In den nächsten Tagen haben wir mal wieder eine Besichtigung durch einen General. Habe daher allerhand zu tun und komme so nicht recht zum Zeichnen.

Adolf war Kunstmaler und zeichnete und malte in seiner freien Zeit zahlreiche Bilder, von denen wir einige auch hier in der Ausstellung zeigen. Aber weiter:

Es scheint überhaupt auf den Frieden zu zu gehen. Hier herrscht vorwiegend Ruhe an der Front. Stellenweise treffen sich unsere Soldaten mit den Russen, um Cigarren und andere Sachen einzutauschen, so dass schon an mehreren Stellen unter den Soldaten die Feindseligkeiten eingestellt sind. Auch sollen unsere Kommandos schon im Geheimen verhandeln mit den Russen. Es sind schon öfter Parlamentaire vorbeigekommen im Auto, um zum Armeekommando zu fahren. Es ist also Hoffnung, daß es zum Frieden kommt. Manche hoffen ja schon in 14 Tagen oder wenigstens in 2 Monaten. Ist der Russe erst abgefallen von den übrigen Feinden, dann wird es wohl bald auch mit Frankreich und Italien vorbei sein. Hoffen wir das Beste.

Also auf Wiedersehen in der Heimat

mit bestem Gruß Euer Adolf

Leider sind von Adolf Wissel nur ganz wenige Feldpostkarten und -briefe erhalten, dies ist der längste, den wir haben.

Das erhoffte Ende der Feindseligkeiten an der Ostfront trat dann doch noch nicht so schnell ein; der bürgerlichen Revolution in Russland vom Frühjahr 1917 musste erst die bolschewistische Oktober-Revolution folgen, die dann wirklich dazu führte, dass im Dezember 1917 mit der neuen Sowjetregierung ein Waffenstillstand und im März 1918 ein Friedensvertrag geschlossen wurde.

Wir kommen allmählich zum Ende unserer Lesung. Die wichtigsten Aspekte aus den uns vorliegenden Briefen dürften deutlich geworden sein. Recht wenig haben Sie bisher gehört, worin die Männer den Sinn dafür sahen, dass sie jahrelang Gefahren, Entbehrungen und die Trennung von ihren Angehörigen aushielten.

In keinem der uns überlieferten Briefe wird ein offensives Kriegsziel genannt. Zwar gab es einflussreiche Kreise, die eine erhebliche Verschiebung der deutschen Grenzen nach Westen und Osten forderten. In den Briefen der einfachen Soldaten findet sich darüber nichts. Gelegentlich fallen die Worte „Sieg“ oder „Sieger“ – wie z.B. bei H. Tomzak. Was man darunter verstand, wird aber nirgends benannt oder auch nur angedeutet – und Spekulationen stehen uns nicht zu. Häufiger wird der Sinn des Kampfes darin gesehen, die Feinde von den Grenzen Deutschlands fernzuhalten – so z.B. in einem der verlesenen Briefe von Heuser. Am häufigsten kommt dieses Ziel in Briefen von Heinrich Wissel zum Ausdruck. In einem Brief vom 19. Dezember 1915 schreibt er zum bevorstehenden Weihnachtsfest:

... Sogleich erinnert man sich wieder seiner Pflicht und des Zweckes seines Hierseins, die Heimat und Euch Lieben daheim vor den Schrecknissen und dem Elend des Krieges bewahren zu helfen und im Hinblick auf dieses entsagt man gern allem, was sonst die Weihnachtszeit zur Freudenzeit machte. ...

Und kurz vor dem Ende des Krieges, am 19. Oktober 1918, schreibt Heinrich Wissel an seine Eltern:

... Wir liegen jetzt auch nicht mehr in Lothringen, sondern sind nach den Ardennen gekommen, wo der Amerikaner andauernd heftig angreift. Demnach scheint der Friede, den wir vor einigen Tagen schon ganz nahe glaubten, doch noch in weiter Ferne zu sein. Doch das steht fest, kommt er nicht bald, ist Deutschland verloren.

Wir müssen alle Tage zurück. Ich fürchte sogar das Schlimmste, nämlich, daß wir die Feinde noch mal im Lande haben werden. Allgemeine Mutlosigkeit hat überall Platz gegriffen. Wenn man dazu noch die Redensarten überall hört, den Betrieb verschiedentlich ansieht, sollte man annehmen, daß bald alles die Flinte wegschmeißt und davonläuft. Das zweite Rußland. Gott gebe, daß es dazu nicht kommt. Sonst gingen wir einer traurigen Zukunft entgegen. Denn was es heißt, die Feinde in Haus und Hof zu haben, haben wir hier in Frankreich und Belgien zur Genüge gesehen.



„Möge doch dieser elende Krieg bald ein Ende nehmen ...“

Sollten wir wirklich über die Grenze zurückmüssen, so hoffe ich, wird sich doch noch mancher besinnen und anders handeln, wie es heute verschiedentlich geschieht. Jeder, der daheim etwas zu verlassen hat, wird sich dann in vorderster Linie wissen. Leicht soll es ihnen jedenfalls nicht werden, heimischen Boden zu betreten.

Ich habe Euch hier mal ein kleines Bild von der augenblicklichen Stimmung an der Front entworfen. Doch braucht Ihr deswegen nicht zu verzagen, wie auch ich nicht, diejenigen, die noch etwas Vaterlandsliebe besitzen. Aber es ist immerhin gut, wenn man auf alles, was eventuell kommen kann, vorbereitet ist. Hoffentlich habe ich reichlich schwarz gesehen und es geht alles besser ab, wie wir denken...

Schlusswort